

VIII. Mittelamerika / Südamerika

Cae la noche sobre Teotihuacán.
En lo alto de la pirámide los muchachos fuman marihuana,
suenan guitarras rocas.
¿Qué yerba, qué agua de vida ha de darnos la vida,
donde desenterrar la palabra,
la proporción que rige al himno y al discurso
al baile, a la ciudad y a la balanza?

Die Nacht sinkt herab über Teotihuacán.
Oben auf der Pyramide rauchen die Burschen Marihuana,
heitere Gitarren tönen.
Welches Kraut, welches Lebenswasser wird uns das Leben geben?
Wo ausgraben das Wort,
das Gleichmaß, das den Hymnus und das Gespräch regiert,
den Tanz, die Stadt und die Waage?

Octavio Paz, *Himno entre ruinas* –
Hymne zwischen Ruinen (Üb. F. Vogelsang)

1. COSTA RICA: Gastprofessur in SAN JOSÉ

Sept. / Okt. 1991

Anreise am 16.9. über die Zwischenstation Miami, Fahrt an den Strand. *Family of Man*: Viele farbige Gesichter und eine selbstverständliche Nachbarschaft. Zwischen Boulevard und Meer hat man Strandhotels und Ferienwohnungen errichtet, benutzbar, aber kaum bewohnbar. Ich nehme ein Wellenbad, das reinste Wärmebad.

Landung am Sonntag nachmittag in San José. Dieter Zeisler, mein ehemaliger Münchener Doktorand, nun Botschafter am Ort, empfängt mich am Flughafen. Der Chauffeur fragt sich mühsam durch zu meinem Domizil, denn es gibt weder Straßennamen noch Hausnummern. Man orientiert sich nach Indianerart: zehn Blocks rechts vom Rathaus, dann drei Blocks links usw. Ich wohne in einem zweistöckigen Gästehaus. Im Wärterhaus sitzt Tag und Nacht ein Wachmann mit Cowboyhut. Hinter dem Haus verläuft ein stillgelegtes Zuggleis. In der Nähe liegt der Campus mit tropischen Bäumen und pavillonartigen Gebäuden. Ich komme zur Regenzeit an. Pünktlich mittags, spätestens 14h, stürzen vom Himmel Regenbäche wie Wasserfälle. Sie bringen kaum Abkühlung, die Temperatur sinkt auch nachts nicht unter 20°. In dieser tropischen Zone herrschen nur auf der Höhe gemäßigte Temperaturen.

Die Veranstaltungen wirken sehr improvisiert. Das große Plakat wird erst in der zweiten Woche ausgehängt. Von den Professoren höre ich, daß sie für ein niedriges Gehalt lehren, das oft auch noch verspätet gezahlt wird. So demonstriert man gegen die technokratische Regierung. Die für die Einladung verantwortliche Person spricht nur Spanisch und Italienisch. Mein Seminar über Husserls *Krisis*, das ich auf englisch halte, hat hier etwas Exotisches. In meinen Vorlesungen zum Thema „Dialogue and Discourses“ vermisse ich Linguisten. Ein Gefühl der Absurdität kommt in mir auf, wie es Entwicklungshelfer sicher häufig zu spüren bekommen. Ganz anders eine Veranstaltung im Goethe-Institut, wo ich, eingeladen von dem Direktor Hans Jürg Tetzelin von Rosador, über das Thema des Fremden spreche: „Respuesto a lo ajeno“. Hier lassen sich auch Außenseiter anlocken, darunter Dichter oder Kämpfer für das indianische Amerika.

Ein Lichtblick ist die Betreuung durch den deutschen Botschafter und durch Professor Herra. In der Botschaft wird am 3. Oktober ein großes Deutschland-Fest gefeiert mit ohrenbetäubender Musik. Die deutsche Frau des einheimischen Außenministers nimmt daran teil, desgleichen Gattinnen von den Kaffeepflanzungsbesitzern. An den Wänden hängen russische Gemälde aus Leningrad, einem früheren Tätigkeitsort des Botschafters. Die Residenz des Botschafters unterhält Dienstboten in großer Zahl, teils bewaffnet. Rafael Ángel Herra, der in Mainz bei dem Phänomenologen Funke studiert hat, ist ein phantasievoller und witziger

Erzähler. Er macht mich mit dem Ballett bekannt. In einer Vernissage treffe ich auf Theater-Restaurateure, die dabei sind, die Schäden des Erdbebens zu beheben. So nimmt die Stadt langsam Konturen an.

- Wirtschaftlich ist das Land weitgehend abhängig von Kaffee und Bananen. Es hat eine Demokratie, leidet aber unter viel Nepotismus. Es ist stark ausgerüstet mit High Technology, doch daneben hält sich eine zeitverschwendende Arbeitsweise mit langen Wartezeiten. Auch die Preisunterschiede sind gewaltig. Der Bus kostet umgerechnet 17 Pfennig, doch Appartements und bessere Restaurants haben westliche Preise. Costa Rica gehört noch zu den Entwicklungsländern, wenn auch zum oberen Rand. Im Lande herrscht viel Lethargie. Die Eigentumsverhältnisse klaffen auseinander: Für die 20% Ärmsten bleiben 4% des Vermögens, während die 20% Reichsten über 57% verfügen. Ich treffe den sehr sozial eingestellten DAAD-Leiter für Mittelamerika, der von gefährlichen Reisen in die nördlichen Nachbarländer berichtet.

San José liegt 1500 m hoch, etwa 60 km sowohl vom atlantischen wie vom pazifischen Ozean entfernt. Abgesehen von den Hotels und dem Theater regiert der spanische Kolonialstil. Die Stadt ist geometrisch angelegt wie häufig in den USA. Die Marktgegend mit ihren Früchtebergen bietet einen recht bunten Anblick, zwischendurch öffnen sich Bars wie Trinkhöhlen. Im Museum für Landeskunde zeigt sich das mittelamerikanische Kunsthandwerk, vieles ist aus Jade hergestellt. Die alte Hauptstadt trägt den Namen CARTAGO, von der Kathedrale steht nur noch eine Ruine, umgeben von einem großen Orchideengarten, im Norden dann HEREDIA, wo Herra aufwuchs.

Am ersten Wochenende steigen wir auf nach SAN JOSÉ DE LA MONTAÑA. Ringsum breiten sich Almen aus wie in der Schweiz, aber streng umzäunt, als hätte man sie gerade erst in Besitz genommen. Man kann durch Anbau und Niederlassung zum Landbesitzer werden. *In the beginning all the world was America*, wie John Locke großzügig feststellt. Mit Dieter Zeisler und seiner Frau dringe ich vor bis zum Vulkan IRAZU, 3600 m hoch gelegen in einer Mondlandschaft mit Kraterseen. Später laufe ich allein ins Orosi-Tal, durchquere bei sengender Hitze Kaffeeplantagen, die sich die Hänge hinaufziehen wie Weinberge. in der Luft strahlend blaue Schmetterlinge. OROSI ist eine der ältesten Missionsstationen, gegründet 1743. Die spanische Missionskirche ist Kern eines Straßendorfs, wo alles sich im Freien abspielt.

Am nächsten Wochenende fahre ich mit dem Ehepaar Zeisler in einem Land Rover an die Atlantik nach LIMÓN. In einem Hotel gibt es Krals und Swimmingpools, am Meer ein Volksbad. Man stößt auf zerstörte Straßen und improvisierte Banken, Spuren des Erdbebens. Limón ist eine Hafenstadt mit einer armen, teils schwarzen Bevölkerung. Die Straßen führen durch das undurchdringliche Grün des Regenwaldes. Man sieht flammend rote Blumen, *llama del bosco* genannt, und unscheinbarere ‚Schirme der Armen‘.

Mein Eindruck beim Verlassen von Costa Rica: Wie sein Name andeutet, enthüllt es sich als ein landschaftlich reizvolles und abwechslungsreiches, dazu friedliches Land, doch kulturell scheint es Provinz, trotz guter Schulen. Es sieht so aus, als würden weitergehende Anreize im entscheidenden Augenblick erlahmen, *primum vivere*, ja, und was dann?

2. ARGENTINIEN

2.1. BUENOS AIRES: Gesellschaft für Phänomenologie und Hermeneutik

Oktober 1994

3.10.94 — Ankunft zu Beginn der Frühlingszeit, erstes Grün an den Bäumen unter Umkehr der Jahreszeiten. Ich wohne im 7. Stock bei Julia Iribarne. In der Wohnung dunkle Möbel, an den Wänden Universitätsurkunden und Plakate mit europäischer Kunst, ein Balkon mit Marquisen und Blick auf die Avenida 9 de Julio, gleich gegenüber erinnert der Obelisk an das 400-jährige Bestehen der Stadt. Ungeheuer tosender Verkehr, gelbe Taxis wie Kartoffelkäfer. Ich wohne im Zentrum der Stadt. Die Corrientes sind der Broadway von Buenos Aires, ganz nahe das Teatro Colón und die Plaza Lavalle mit dem Justizpalast. In den Häusern verkehren noch alte Fahrstühle, Gitterkäfige aus der Gründerzeit der Technik. Auf den Stadtplätzen wachsen weit ausladende Baum-Büsche, jeder Zweig von der Dicke eines Baumstammes, wucherndes Holz. Auf einer eingezäunten Hundepromenade, *paseo de perro*, werden Hunde von jungen *dogsitters* in Rudeln ausgeführt. Mein täglicher Weg zur Tagungsstätte führt durch ein geschäftiges Viertel mit Straßennamen wie Córdoba, Santa Fé, Uruguay, Montevideo, Paraguay, dazwischen indianische Namen wie Tucumán oder Talcahuano. Das Stadtbild schwankt zwischen französischen Stadthäusern, kleinen Häusern im Kolonialstil, Hochhäusern und Türmchen in bunter Folge. Das Straßennetz ist zumeist quadratisch angeordnet wie in Costa Rica mit kleineren Kurven und gelegentlichen Diagonalen. Viele Schulkinder sind unterwegs, in Dunkelblau oder Beige gekleidet; geschmackvolle Eleganz bei den Frauen, die Nähe Europas ist spürbar.

4.10.94 — Die Plaza de Mayo ist das historische Zentrum der Stadt. Hier liegt der Cabildo, das alte Rathaus aus dem 18. Jh. in weißem Stein, und eine steif klassizistische Kathedrale. An der Flußseite folgt die Casa Rosada, der Sitz des Präsidenten. Die alten Märkte sind spurlos verschwunden, ebenso die Festung, die hier einst stand. Aus den vielen Denkmälern von Militärs und Politikern ragt das Reiterdenkmal von General Belgrano heraus. Alles hat einen nationalen Grundton, viel Heldentum, eine Nation, die sich selbst beweist. In diesem Viertel, das einstmals das vornehme Buenos Aires repräsentierte, liegen die ba-

rocken Hauptkirchen. Auf den Altären thronen Heilige mit magisch blickenden, farbigen Gesichtern, teils voll spanischer Glut, teils von bäuerlicher Einfachheit. An einem Seitenaltar in San Ignacio entdeckte ich Santa Rita († 1457), die als *Patrona de los imposibles* verehrt wird. Wie Graciela Walton berichtet, opferte ihre Mutter dort vor dem Examen. Ein San Expidito verspricht Hilfe für den Fall, daß Ersehntes in Verzug ist, *auxilio contra las demoras*. Alle Heiligen haben ihren besonderen Opferstock mit genauer Buchführung für die Bittsteller. Dies gehört zum Realismus der Volksfrömmigkeit, auch das Übernatürliche muß ‚stimmen‘. Viele Beter, die an den Kreuzigungsszenen und Heiligenfiguren anhalten, bekräftigen ihr Gebet durch Anrührung. Im Umfeld dieser Heiligenkulte steht ein alter Wohnblock, genannt „Manzana de las Luces“, Haus der Licher.

Unsere Tagung findet nachmittags in der Akademie statt in einer guten Arbeitsatmosphäre. Kurze Beiträge mit präzisen Thesen. Es tauchen Namen auf wie Husserl und Heidegger und Franzosen von Merleau-Ponty bis Michel Henry, verbunden mit genauen Textkenntnissen. Husserls Texte werden verarbeitet, aber auch genutzt wie eine *Summa phaenomenologica*. Mein Vortrag „Lo propio y lo extraño – Das Eigene und das Fremde“ wird von Roberto Walton eingeführt; wir diskutieren auf spanisch, deutsch und französisch im Stile europäischer Vielsprachigkeit. Es besteht großes Interesse an der Thematik des Fremden mit all seinen Nuancen, vielleicht klingt dabei etwas von Cervantes an. Abends trinken wir Wein zu *picados*, einer argentinischen Variante von *tapas*. Mit am Tisch sitzen Gabriela Rebok, eine in Österreich aufgewachsene Kroatin, und Susana Romano-Sued, eine veritable *poeta docta* aus dem argentinischen Córdoba.

5.10.94 — Enttäuschend war leider der Beitrag von Alfred Kraus, einem Mediziner aus der angesehenen Heidelberger Schule. Bei seinem Versuch, neben Denken und Forschen ‚Humanisierungsbestrebungen‘ in Gang zu setzen, spielt er Phänomen und Symptom gegeneinander aus; so sucht er etwas neben der Normalität, statt über sie hinaus zu gehen. Ich frage erstens nach dem Leibbegriff, zweitens nach der historischen Vorprägung von Krankheitsbildern wie Melancholie und Schizophrenie, drittens nach Körpersymptomen als einer Form der Körpersprache im Sinne Freuds. Mir scheint ein unbewältigter Spätcartesianismus im Wege zu stehen, auch Foucault wäre vonnöten. Jedenfalls kam es zu einer wirklichen Debatte.

6.10.94 — Heute kommt Renato Cristin zum Zuge mit seiner argentinischen Frau Claudia, die Phänomenologie mit Metaphorologie zusammenbringt. Ihr Mann versucht, Blicke als Worte, *miradas* als *palabras* zu deuten, ein frischer Zugriff, aber wichtige Dinge werden übersprungen, zum Beispiel die Sprache als Vor-sprache, der Chiasmus zwischen Sehen und Sagen, der Appell der Dinge. Abends folgt eine Einladung bei Raúl Ballbé, einem hiesigen Psychiater und

Philosophen, der mit Gabriel Marcel, Paul Ricœur und Henry Ey Kontakte pflegte und auch mit den Heidelberger Medizinerinnen arbeitete. Er setzt entschieden breiter an als sein Kollege Kraus. Seine Anknüpfung an Michel Henry überzeugt mich allerdings weniger. Ich wittere einen französischen Spiritualismus, der ein wenig nach Saint-Sulpicerien duftet. Doch er ist ein sehr gebildeter, liebenswürdiger Herr mit französischer Frau. Mit Marie-France Begué, die über Ricœur arbeitet, verheiratet mit einem Franzosen, entspinnt sich ein langes Gespräch über die *paysage* des Denkens. Ricœur hatte angeblich als Kind, genau so wie ich selbst, eine besondere Vorliebe für Landkarten.

5.-6.10.94 — Ich mache mich auf in den Vorort SAN TELMO. Übriggeblieben von dem alten Kolonialviertel sind eine Reihe zweistöckiger Häuser, nach oben hin abgeschlossen durch einen Sims, die Straßenfenster vergittert, Innenhöfe mit Ziehbrunnen. Die Kirche erstrahlt in glitzerndem Zuckerbäckerstil, in den Straßen alte Tango-Bars. In dem nahen Stadtteil BALCARCE steht unter anderem eine dänische Backsteinkirche. Dieses Viertel, im 19. Jh. ein vornehmes Stadtdorf, ist nun verarmt, brutal überbaut mit New Yorker Rücksichtslosigkeit. Im Lezama Park liegt der Stiftungsort der Stadt, markiert durch die römische Wölfin und ein Mendoza-Denkmal. Am Fuße des hügeligen Parks beginnt schließlich LA BOCA, eine kleine Stadt in der Stadt, an der Mündung des Flüßchens Riachuelo in den Rio de la Plata, stark geprägt von italienischen Einwanderern. In Hafennähe sieht man zugewachsene Bahngleise, Häuser in Wellblech mit genagelten Eisenbalken, Lagerhallen, Schiffsdocks, Schiffe verloren in schmutzigen Gewässern, aber auch Aufbauarbeit. Der Ort wurde zu einer folkloristisch erfaßten Oase.

Buenos Aires gleicht in ästhetischer Hinsicht Städten wie New York. Es fehlt ein ausstrahlendes Zentrum, ein Foyer, das im traditionellen Europa etwas Sakrales zu haben pflegt. Den Anfang machen Durchgangsorte, von Siedlern angelegt auf dem Marsch irgendwohin, oder Weideplätze nahe der Küste, jedenfalls eine zweite Heimat, die austauschbarer ist als die erste. Die römische Wölfin im Lezama Park, an der die Schulkinder vorbeigeführt werden, als läge hier der Nabel der Stadt, hat etwas Aufgesetztes: eine *Geschichtsdraperie* wie vieles hier. Es fehlt selbst ein fester Ort für die Verfassung. Man feiert diverse Daten der Unabhängigkeit: am 25. Mai 1810 die Abdankung des Vizekönigs und Einsetzung der ersten Regierung, am 9. Juli 1816 die Unabhängigkeitserklärung der „Vereinigten Provinzen des Rio de la Plata“. Im Unterschied zu den USA, die ihre koloniale Vergangenheit abschüttelten, bleibt es hier bei der Nähe zur Französischen Revolution, ohne autochthones Pendant. Insofern steht das Staatsgebilde auf schwankendem Grund.

Nahe der Akademie liegt das Viertel RECOLETA. Der Friedhof liegt auf dem Gelände eines einstigen Klostersgartens, ein argentinischer Père Lachaise, aber Denkmäler wachsen vielfach in den Himmel, auch hier viel Martialisches. Ne-

benan steht die Basilica del Pilar, eine wiederhergerichtete Anlage aus dem 18. Jh. mit kostbaren Ziegeln am Glockenturm. Der ‚Schmerzensmann‘ erinnert an bayrische Figuren. Abends lese ich Juan Rulfos Geschichte von Pedro Páramo.

7.10.94 — Renato Cristin hat im Italienischen Institut einen Runden Tisch organisiert zur „Postmoderne als einem unendlichen Projekt“. In Argentinien gilt der Peronismus als Modernität, Maritain und Ortega y Gasset gelten dagegen als antimodernistisch. Problematisch scheint mir, daß Argentinien *direkt* in die Postmoderne springt, ohne in der Politik etwa das Niveau der Moderne zu erreichen. Dazu Baudrillard: Subjektivität verkörpert sich im TV.

Den Abschluß bilden zwei interessante Vorträge. Hector Mandrioni spricht über „Verantwortung der Zeit“: Levinas, Heidegger, Jonas, klar und problemgerecht, dennoch schien mir, daß er mir zu rasch auf Heideggers Zuspruch des Seins auszuweichen. Navarro Cordón aus Madrid bemüht sich um eine Verbindung von „Hermeneutik und Ontologie“ im Anschluß an Paul Ricoeur. Auf meinen Einwand, *autre* und *étranger* würden von Ricoeur nicht hinreichend unterschieden, antwortet er mit dem Hinweis auf verschiedene Dimensionen der Alterität, auf die absolute Andersheit bei Levinas und auf Foucaults *penser du dehors*, eines Denken des/von Außen – als ließe sich daraus eine solche Panhermeneutik gewinnen. Der Andere als anderes Selbst oder als *alter ego* wird mit den Mitteln der traditionellen Ontologie von einem umfassenden Logos her gedacht; so aber bleibt für radikal Fremdes im Sinne des Außer-ordentlichen kein Platz.

Beim Abschied fragt mich eine ältere Dame, ob ich einmal wieder zu Vorlesungen hierher käme. Ich nehme ihre Komplimente als Ermunterung. Eine jüngere Doktorin überreicht mir einen Aufsatzband im Namen der Arbeitsgruppe „Psicología y psiquiatría fenomenológica“, die in der universitären Psychologie angesiedelt ist. Schließlich stellt sich eine Doktorandin vor, die über Schütz schreibt und sich für soziale Fremdheit interessiert. Was mir hier in sachlicher und sprachlicher Vielfalt begegnet, hat ganz und gar europäisches Niveau, es ist weniger modeanfällig als vieles in den USA. Doch am Rande ergibt sich eine merkwürdige Situation. Gegenüber Julia Iribarne verteidige ich Derrida: er sei kein Postmoderner und sein Schreiben keineswegs ironisch. Wie kommt meine argentinische Kollegin, die mir als ausgezeichnete Kennerin der Husserlschen Intersubjektivität bekannt ist, zu so massiven Einschätzungen? Claude Evans hat ihr offenbar sein Derrida-Buch geschickt, so redet es eine dem anderen nach.

8.10.94 — Samstag vormittag entdecke ich im Park San Martín, elegant auf einem Hügel gelegen, eine französische Skulptur: *Las dedudas*, Hommage an den cartesischen Zweifel, ringsum französischer Klassizismus. Der Englische Turm wirkt wie ein Geschenk, das niemand recht annehmen mag – ein Wiedergutmachungsgebäude? Davor Flamme und Ehrenwache des Kriegsdenkmals. Wei-

ter unten der Bahnhof Retiro, wörtlich ein zurückgezogener Ort. Zwischen den Häusern fällt ein flüchtiger Blick auf den Rio de la Plata, der durch Schnellstraße, Docks und Handelshäuser von der Stadt abgerückt ist wie ein bloßer maritimer Hintergrund.

Mittags bin ich eingeladen bei Julia Iribarne und ihrem deutschsprachigen Mann, der mit Thyssen zusammenarbeitet. Als Vorspeise gibt es wie meist *empanadas*, mit Fleisch oder Käse gefüllte Pasteten, dazu Rotwein bester Sorte. Ein spanisches Tischgespräch in großer Heiterkeit und Bewegtheit. Balbé berichtet voller Witz von seinen europäischen Erfahrungen. Er ist Mitglied des hiesigen Jockey-Klubs, besitzt ein Appartement in der Nähe des Pariser Arc de Triomphe – argentinische Upper Class. Die politischen Sympathien liegen rechts der Mitte. Doch bei unserem Ausflug auf den Tigre und einer Bootsfahrt durch das PARANÁ-DELTA ist eine Frau dabei, deren Vater Fischer ist. Eine ‚soziale Frage‘ scheint es in diesen Milieus nicht recht zu geben, so wie auch die hiesige Phänomenologie und Hermeneutik relativ unpolitisch aussieht, was sicher Vor- und Nachteile hat. Die Ausfahrt aus der Stadt führt an einfachen Hütten vorbei, die mehr an Kamerun erinnern als an Paris. Dort wohnen zahlreiche Immigranten aus den Nachbarländern. Es scheint, daß die Regierung diesen Leuten billiges Land zuweist längs den Autostraßen, ähnlich unseren Grundstücken längs den Bahngleisen.

Das Paraná Delta ist eine besondere Flußlandschaft. Sie besteht aus Flußarmen, einem Flußnetz mit Sommerhäusern, Bootsstegen und verrottenden Schiffsrümpfen. Dazwischen dehnen sich Ufer mit Schilfgräsern und mächtigen Bäumen, deren Wurzeln in die Luft ragen wie bloßgelegtes Zahnfleisch. Das Wasser ist verschmutzt, in der Luft liegt Ölgestank. All dies erinnert an frühkapitalistische Zeiten. Dabei ist dieses Flußdelta, mit europäischen Augen betrachtet, eine Kostbarkeit seltener Art.

Ich mache mir kulturpolitische Gedanken zu Buenos Aires. Europa auf einem fremden Kontinent? Man lebt ganz und gar im Fluidum einer monumentalischen Geschichte. Spuren werden gesichert, um andere zu verwischen, ohne Anflug von schlechtem Gewissen. So sieht es zumindest an der Oberfläche aus. Ich frage, warum nicht längst ein iberoamerikanisches Buchnetz geschaffen wurde. Zur Antwort bekomme ich: Wir fahren lieber nach Europa als nach Uruguay oder Peru. Keiner von denen, die ich hier treffe, war je dort. [Dies hat sich geändert, nicht zuletzt unter dem Einfluß des lateinamerikanischen Zirkels CLAFEN.] Die Kultiviertheit der Stadt lebt, soweit ich sehe, von dem Gemisch der Einwanderer, die vieles mitgebracht und bewahrt haben. Geographisch gesehen handelt es sich um importierte Kultur. Es gibt kaum offene Kriminalität, kaum unsichere Gebiete in der Stadt, anders als in New York oder Chicago. Auf der Straße sehe ich immer wieder Gesichter mit indianischen Gesichtszügen, auf unserer Tagung konnte ich solche allerdings nicht entdecken.

Welcher politischen Linie wäre ich wohl gefolgt, wenn ich hierher stammen würde? Die Frage hat fast keinen Sinn, dennoch stellt sie sich. Mein Fremdheitsthema, zu dem ich gelegentlich beglückwünscht werde: *Felicidad por vuestro ,extraño'*, nimmt hier besondere Gestalt an.

9.10.94 — Sonntagsausflug mit Renato Christin und Claudia nach San Telmo. Die Höfe und Galerien sind geöffnet zur Feier des Lokalheiligen. Claudia stammt aus Patagonien, der argentinischen Schweiz, Großvater und Vater sind Maler und Töpfer. Wir besuchen eine Ausstellung mit präkolumbianischer Kunst und sehen Goldmasken, Textilien, Federgewänder, geometrische Vasen und ähnliches. Nachmittags sind wir zu Gast im Teatro Colón, einem Theater der Belle Époque im italienisch-französischen Stil, mit großartiger Akustik. Roberto und Graciela haben für mich und ihre Freunde eine Loge reserviert. Ein Pariser Ballett spielt den *Verlorenen Sohn* nach Musik von Prokofieff und einer Choreographie von Balanchine, Bühnenbild und Kostüme von Rouault. Eindrucksvolle Bewegungsstudien: Bodennähe auf Zehenspitzen, Wendungen in der Luft, Spiel mit Nähe und Ferne, Umschlingungen, Bewegungen, die sich dehnen, zerfasern und wieder zusammenziehen wie ein Gewebe. Anschließend sitzen wir zusammen bei einem Glas Rotwein, eine bewegte, lachende Eintracht, der bescheidene Roberto Walton als Inspirator und Motor. Der Einfall für diesen Abend kam von Gabriela Rebok. Ich kann nicht genug danken für diese wunderbare Woche. Ich gebe den Rat, die argentinische Gesellschaft möge in Paraguay eine Tochtergesellschaft für indianisierte Phänomenologie gründen, um Husserls eurozentrische Begrenzung der Vernunft wiedergutzumachen, mit Fremdheit ohne Exotismus.

10.10.94 — Letzter Gang durch die Stadt. Unterhalb der Plaza Mayor steht ein Denkmal von Cristoforo Colombo, der oben als Buchgelehrter in Erscheinung tritt, während unten die heroische Landung des Schiffs abgebildet ist. Gestiftet wurde das Denkmal von einer Gesellschaft, die sich auf Isabella la Católica beruft. Eroberung, Entdeckung – wessen und durch wen? Auf welcher Seite stehen die Argentinier? [Inzwischen wurde das Denkmal von der Staatsregierung aus Gründen politischer Korrektheit abgebaut und von der Stadtregierung neu am Ufer des Rio de la Plata errichtet. Hinweis von Roberto Walton.]

Auf dem Rückflug verschwindet der Landsaum hinter den Wolken, wie wenn sich Fensterläden schließen. Die Gedanken schweifen zurück. Ich bemerke hinterdrein, wie sehr bei meinen Gastgebern das Politische ausgespart wird, aber auch die Kultur des Kontinents. Die Spuren der indianischen Vorgeschichte und der grausigen Eroberungsgeschichte ruhen in den Museen. Die gegenwärtige Befreiungstheologie kommt als bloße radikale Ideologie zur Sprache. Was mich verwundert, ist nicht so sehr, was besprochen, sondern wie darüber gesprochen wird. Was bedeutet Husserls Theorie der Intersubjektivität, die hier sehr geschätzt wird, angesichts einer solch gewaltsame Aneignung des Frem-

den? Es bleibt die Frage nach dem eigentümlichen Status der argentinischen Kultur hier in Buenos Aires. Handelt es sich um eine Kompromißkultur? Argentinien hat sich lange nicht vom Mutterland gelöst und viel Europäisches bewahrt. So erreicht sie nicht die alte Originalität von Europa und schafft sich keine neue wie die USA. Also eine Art gegängelter Kultur? Als dritte Möglichkeit bliebe eine *hybride Kultur*, wie sie durch Einbeziehung der einheimischen Kultur denkbar wäre. Doch diese Möglichkeit wurde weder in Nord- noch in Südamerika genutzt, und wo sie, wie etwa in Kolumbien oder in Mexiko, in Ansätzen zum Zuge kommt, droht das Ganze ständig zu explodieren. Der Kontrast zwischen Buenos Aires und Madrid zeigt, was in Südamerika zu fehlen scheint. Als Goya, einer von Spaniens frühen Modernen, Krieg und Aufstand auf die Leinwand brachte, wurde in Südamerika Geschichte und Revolution gespielt – auf dem Militärtheater. Doch dies sind erste Eindrücke, die zu überprüfen wären.

2.2. Von BUENOS AIRES bis MENDOZA

September 1999

19.9.99 — Ein sich schlängelnder Flug, zunächst von Düsseldorf über New York (die Uhr 6 Stunden zurück) nach Buenos Aires (5 Stunden zurück). Das Gefühl von Nähe und Ferne gerät in Verwirrung bei diesem Vor und Zurück (Diagramm 4). Auf dem Flug nach New York sitzt neben mir ein Wirtschaftstudent aus Duisburg. Das Staunen überläßt er der Kamera, die zum ersten Mal die Freiheitsstatue aufzeichnet, ohne es zu wissen. Doch was wissen wir? Dieses Wahrzeichen, an dem so viele Auswanderer klopfenden Herzens vorbeifahren: *right or wrong, now my country*, ist inzwischen, was Denkmäler zu werden pflügen: steingewordene Erinnerung, die sich für Kinderspiele eignet. Erinnerung

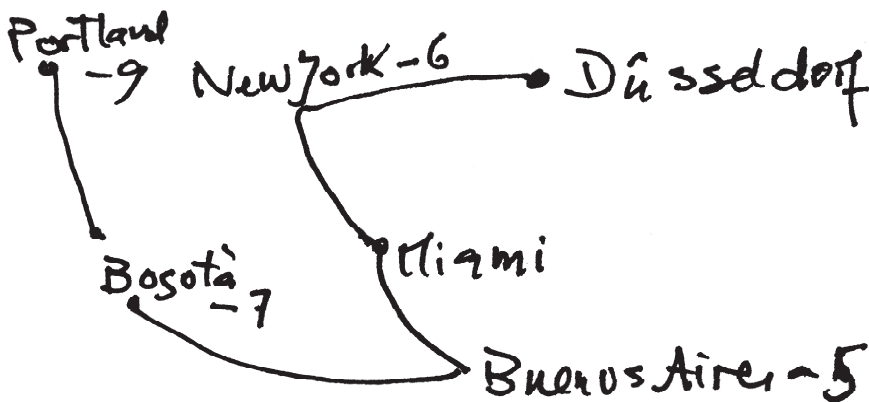


Diagramm 4

als Stoffwechsel, aber es gibt auch hier Stoffwechselstörungen. In Miami steigen spanische Frauen zu, das Spanische beginnt zu überwiegen, Familiengruppen, kaum Singles, Gesichter, wie sie mich in Argentinien erwarten, mit indianischen Zügen, eingeritzt wie Runen.

20.9.99 — Ich werde am Flugplatz BUENOS AIRES erwartet von Herrn und Frau Walton, meinem altvertrauten philosophischen Gastgeberpaar. Mein Hotel liegt in einem vornehmen Viertel des 19. Jh.'s, durchmischt mit Hochbauten, aber ohne die Raumgefälligkeit von Manhattan. Platanen lassen sich nicht aus der Ruhe bringen, obwohl der Raum knapp wird. Morgen ist Frühlingsanfang. An einem der zahllosen Militärdenkmalen musiziert friedlich ein Paar, ein papageienartig aussehender Bärtiger und eine Rothaarige, beide weiß gekleidet; aus Becken und Querflöte tönt eine östliche Unendlichkeitsmusik. Alles wirkt friedlich, ein wenig harmlos, gäbe es da nicht die Geschichten von den *desaparecidos*, den vielen Verschwundenen, die am Ende selbst den 100jährigen Borges aus der Fassung brachten. Zum Üblichen gehört ein vor drei Tagen entführter Bankdirektor. In *La Nación* stehen zwei große Seiten täglich unter der Rubrik *Inseguridad*, der Unsicherheit. Ein indianisch aussehender Junge verkauft einen gelben Blättertee für 2 \$: „*Yo soy sordo* – ich bin stumm“, vielleicht ist er es ja wirklich, aber es gibt so viele Arten der Stummheit.

21.9.99 — Abends halte ich meinen Vortrag zum leibhaftigen Vergessen und Erinnern: „*Olvido y recuerdo corporal*“. Der Vortrag findet großen Beifall, mehr als in dem vielfach eingefahrenen Denken bei mir zu Hause. Abendessen mit Lester Embree. Er hat etwas von einem Buchhalter der Phänomenologie. Doch dabei hängt er sehr an den Sachen, die er bei Aron Gurwitsch und Alfred Schütz gelernt hat, und vieles davon gibt er sicher an seine Studenten weiter.

22.9.99 — Alte Spuren in San Telmo. Im Kuppelmosaik der Kathedrale lese ich: *Ego vici mundum*, (Joh.), *Portae inferi non praevalerunt* (Matth.), („Ich habe die Welt besiegt. Die Pforten der Hölle werden sie (sc. die Gemeinde) nicht überwältigen“). Wie soll man die Weltüberwindung verstehen? Welche Welt, welche Höllenpforten sind gemeint? Ist dies ein Ausdruck des Entsetzens oder der Moralisierung? In der Kapelle des Generals San Martín wird Napoleon ins Iberoamerikanische umgesetzt; Ortsnamen wie Maipu, Lima, San Lorenzo reihen sich aneinander wie Jena, Auerstedt, Magenta. Kriege werden sakralisiert. Nebenan Jesus in einer Franziskanerkutte, der voranschreitet, die Hände gespreizt, drastischer religiöser Realismus nahe am Panoptikum. Die Skulptur besteht aus libanesischem Zedernholz, angefertigt von einem Künstler aus Sevilla, gestiftet von Fußballstars, eingeweiht vom Kardinal: ein Volksreligionswerk eigener Art, voll naiver Integrationskraft. Das Viertel San Telmo ist ein historisches Reservat, das anfangs links liegen blieb und nun von seiner Vergangenheit lebt. Die Moderne dringt ein mit Graphiken von Antonio Berni, Großstadtspiegeln à la Georges Grosz, Illustrationen von Boccaccio, kritisches, auch erotisches Argen-

tinien. Recoleta hat eine Kirche im Kolonialstil mit üppig wucherndem Baubaroock, üppig wie Ombubäume, diese Baumkolosse, die zur Hälfte aus Wurzeln bestehen.

24.9.99 — *Impressionen*: Das Fernsehen im Frühstücksraum meines Hotels zeigt Bildsequenzen, die sich durch die schnelle Bilderfolge reinen Bildrhythmen annähern; Informationen lösen sich auf in Informationsfetzen; Einstellungen reduzieren sich auf Einwirkungen. In einer Musiksendung vermischen sich Musizierende, Tanzende, Körperpartien, Lachsalven, Landschaftsräume. Die optische Untermauerung von Tonfolgen entspricht einer umgekehrten Programmusik.

Borges: Gabriela Rebok erzählt von seiner japanischstämmigen Frau. Es gibt Geschichten von Erbschleicherei, Geschichten über ihn, kaum von ihm. Als blinder Leiter der Nationalbibliothek ließ er sich vorlesen, doch schrieb er selbst weiter nach seiner Erblindung. Dies setzt eine gewaltige Konzentrations- und Gedächtniskraft voraus. War Borges in Buenos Aires zu Hause? Dieser Literat, der in Zürich begraben liegt, ist wohl eher mit Joyce zu vergleichen; seine Schriften sind zugleich Einwanderungs- und Auswanderungsliteratur.

Philosophieren: Es gibt Philosophen, die dem Ertrinken nahe sind. Phänomenologen sind besonders gefährdet, da sie sich zumuten, sich ähnlich wie Zugvögel und Fischschwärme an Lichteinfall und Strömungen zu orientieren. Daher rührt die Versuchung, Denkmäler aufzustellen – das heißt, sich zu etablieren. Für Wittgensteinianer mag ähnliches gelten. Denkmäler sind Grabmälern verwandt, wie sich in dem griechischen Wort σῆμα andeutet. Anders steht es mit Fragestellungen. Fragestellungen sind wie Schneisen, wo sie fehlen, beginnt das Denkgestrüpp.

Ich mache eine Stadtrundfahrt mit Julia Iribarne und erfahre einiges mehr über ihre Familie. Sie stammt aus einer alten Familie, ein Ramón ist um 1700 als spanischer Militär zugewandert. Die Familie besitzt Ländereien in den Pampas. Es handelt sich meist um Großfamilien, wie im Mittelalter werden Dienstboten und Landarbeiter quasi adoptiert. Die Regierung stiftete Land mit der Auflage, es gegen die Indianer zu verteidigen. Frau Iribarne besitzt ein Stadthaus in San Telmo. Zur Familie gehört ein Vizepräsident. Ihr Vater ist französischer Zuwanderer, tätig in der Marine. Ihr erster Mann ist als Getreidehändler einer der Reichsten im Lande. Sie selbst kam wegen ihrer drei Kinder erst spät zur Philosophie, sie schreibt auch Erzählungen.

– *Politik unter dem Militärregime*. Dazu erfahre ich folgendes. Personen wie sie und ihr Mann standen zwischen den Fronten, voller Angst vor den Militärs und vor den Partisanen. Gewalt herrschte auf beiden Seiten. Oftmals gehörten Anhänger beider Parteien derselben Familie an. Jüngere aus streng katholischen Familien wurden Priester oder Partisanen. Wir kommen an einer Militärschule vorbei, wo viele Folterungen stattfanden. Das Land stand am Rande des Bürgerkriegs. Nachträglich wurde vieles zugedeckt. Darin ging es

ähnlich zu wie im spanischen Bürgerkrieg, nur daß dieser offen stattfand. In der Luft liegt etwas Kompromißhaftes, dies scheint verständlich, aber es blockiert auch. Was Gewalt und Korruption in der Gegenwart betrifft, so gibt es *barrios cerrados*, geschlossene Viertel, umgeben von hohen Hecken und Mauern, zu denen man nur über eine bewachte Schranke Einlaß findet. Dies kostet jeden Bewohner 100 \$ im Monat. Polizeiliche Vorschriften sind sehr streng, auf einer Mißachtung der roten Ampel stehen hohe Strafen. Da die Polizisten unterbezahlt sind, sind sie anfällig für private Sonderzahlungen. [Schon Charles Darwin bemerkte im Laufe seiner Südamerikareise zu Buenos Aires: „Police and justice are quite inefficient. If a man who is poor murder and is taken, he will be imprisoned, and perhaps even shot; if he is rich and has friends, he may rely on it and no very severe consequences will ensue.“ Hinweis von Roberto Walton]

Wir fahren durch den Hafen, kommen an vornehmen Speicherhäusern vorbei, wie sie ähnlich in Hamburg zu sehen sind. Der Hafen liegt am Rio de la Plata, dem ‚Silberfluß‘; in der Dichtung wird er beschrieben als ‚löwenfarben‘, da er Lehm Boden hat. Er gilt als der breiteste Fluß der Welt. Die Hafenverhältnisse sind schwierig, da das Festland langsam absinkt. Bis zum Salzmeer sind es etwa 300 km. Wir durchqueren das Viertel San Isidro-Belgrano, ein vornehmes Bot-schafterviertel mit französischen Stadthäusern aus der Jahrhundertwende, als man billiger in Paris wohnte als hier.

Zum Abschluß des Tages treffen wir uns mit Rosemary Rizo-Patrón aus Peru, die aus der Köln-Leuener Husserl-Schule stammt, scharfsinnig und sehr beschlagen. Es ist die Rede von Plänen, eine lateinamerikanische Gesellschaft für Phänomenologie ins Leben zu rufen, der Kontinent erwacht als Kontinent.

26.9.99 — Wir fahren nach MENDOZA, einer Provinzhauptstadt am Rande der Anden, die Berge in den Wolken. Ein verschlafener Sonntagnachmittag. In der Stadt viele Parks, beschilderte Bäume, Spuren verschiedener Einwanderergruppen: ein Italien-Platz, ein Avenue der Syrer, der Juden, wie wenn die Geschichte Europas hier ihre Lasten abgeladen – und vergessen hätte.

27.9.99 — Die Hauptstadttagung setzt sich an der hiesigen Universität fort mit Vorträgen im Anschluß an Bergson, Borges, Merleau-Ponty oder Edith Stein. Ich kontrastiere das begrenzte hermeneutische Verstehen mit dem Hören auf die fremde Stimme.

28.9.99 — Den Abschluß bildet ein Ausflug ins Vorgebirge der Anden. Es geht hier in Patagonien über holprige Straßen in einer trockenen Ebene. Der Regen vom Pazifik staut sich an den Gipfeln der Anden. Auf 1200 m erreichen wir ein Kurhotel, das einst vom Quellwasser lebte. Es wurde von Perón verstaatlicht und geschlossen; was blieb, waren unbenutzte Wasserbecken, die Natur kehrt zurück. Ein Steg führt durch dichten Nebel hinauf auf den Mirador, den Aus-

sichtsturm. Ein Schild erinnert mitten im Wald daran, daß Pius IX hier beim Überstieg nach Chile vorbeikam, damals noch spanischer Kanonikus, später dann Verfasser des ominösen Syllabus. In der Ebene vor der Stadt erhebt sich ein Ruhmesberg, *Cerro de la Gloria*, zu Ehren des Generals San Martín, der die Fesseln Argentiniens zerbrach und von hier zum Marsch über die Anden aufbrach, um Chile zu befreien. Ein in Bronze gegossenes Pathos zeigt Frauen, die ihren Schmuck stiften, einen Franziskaner, der die Kirchenglocken einschmelzen läßt und so fort. San Martín, der in Frankreich starb, ist allgegenwärtig. Das koloniale Mendoza wurde im vorigen Jahrhundert durch Erdbeben zerstört, nur die Ruine der Franziskanerkirche blieb. Mit seinen 700.000 Einwohner ist Mendoza provinzieller, aber auch ruhiger und sauberer als Buenos Aires mit seinen 12 Millionen. Morgens steht der Mond über der Skyline, abnehmend, aber in südlicher Spiegelung.

3. KOLUMBIEN: Zwischen BOGOTÁ und MEDELLIN, Drogen und Gewalt

Sept./Okt. 1999

29.9.99 — Der Flug nach BOGOTÁ geht über Flüsse hinweg, die sich wie Riesenschlangen durch das Land ziehen, endend auf einer Höhe von 2000 m. Ich werde von Guillermo Hoyos empfangen. Wir kennen uns seit gut 30 Jahren. Hoyos war Schüler von Ludwig Landgrebe in Köln, Ausbildung bei den Jesuiten, nun ein höchst tatkräftiges Mitglied der staatlichen Universität der Hauptstadt. Untergebracht bin ich im Hotel Neuchâtel. Mein Zimmerfenster liegt zu ebener Erde, durch eine Hecke lediglich verdeckt, aber durch ein starkes Gitter geschützt. Überall Sicherheitsvorkehrungen. Mein Viertel Chicó ist ein wohlhabender *distrito de residencia*, ein Botschafterviertel. Einige Schritte von meinem Hotel liegt die japanische Botschaft, geschützt durch eine feste Mauer wie ein Kaiserpalast; in Glashäuschen sitzen Wächter, oberhalb der Mauer sind Kameras angebracht.

30.9.99 — Erste Schritte führen in den Parque de Chicó mit Wachen an den Ein- und Ausgängen. Ich entdecke eine sehr gute Buchhandlung, geführt von einem deutschen Ehepaar namens Ungarn. Was für Geschichten wohl dahinter stehen? Die Straße ist voller Händler, die Obst, Zigaretten und Kleinkram feilbieten – ein doppelter Markt wie in Osteuropa. Die Millionenstadt ist ohne U-Bahn. Es verkehren verschmutzte Busse, die ungeheure Benzinwolken ausstoßen.

Nachmittags fahre ich zum Campus. Das Plakat mit der Ankündigung meines Vortrags „Presencia de la Filosofía Alemana en Columbia“ erinnert mit einem schwarzen Querstreifen an den Professor, der letzte Woche im Nachbargebäude erschossen wurde. Er hatte für eine Erweiterung der politischen

Mitte plädiert und sich dabei zu sehr exponiert. Das Rektorat befindet sich in properen Backsteinhäusern, die einst als Studentenheim dienten; in den 70er Jahren wurden sie geleert, da sie als Hort des Kokainhandels der Eigenverwaltung entglitten waren. Noch immer kommt es zu Demonstrationen, in denen Vermummte auftreten.

Die Politik ist nicht unähnlich der Weimarer Zeit, nur daß die Guerreros als Linksradikale und die Paramilitares als Rechtsradikale von Sonderzonen aus oder in den Unterschlüpfen der großen Städte agieren. Bezahlte Söldner finden sich auf beiden Seiten, und auch unter den Studenten gibt es heimliche Paramilitares, die offiziell verboten sind. Um die Politik kümmert sich eine konservative Partei, die an der Regierung ist, eine liberale Partei, die sich durch Beziehungen zum Drogenhandel kompromittiert hat, und eine linke Partei ohne Aussicht auf Regierungsverantwortung. Die reale Politik findet offenbar in einer Halböffentlichkeit statt. Für nächste Woche sind wieder einmal Verhandlungen mit den Guerreros angesetzt. Unter den normalen Bürgern herrscht ohnmächtige Resignation. Die Sicherheitslage ist so heikel, daß größere Reisen, etwa in die Karibik, nur noch mit dem Flugzeug gefahrlos durchzuführen sind. Der Tourismus ist völlig zusammengebrochen. Dieser latente Bürgerkrieg dauert nun bereits 40 Jahre. *El Tiempo*, die beachtliche Hauptzeitung von Bogotá, führt eine Rubrik *Paz y désh*, Friede und Menschenrechte. Die Menschenrechte gehören zum Alltag, weil sie so wenig alltäglich sind.

Für mich beginnt es mit einem Besuch beim Rektor, einem in Nordamerika ausgebildeten Geographen, der lebhaften Anteil nimmt an dem, was in den Fachbereichen geschieht. Mein Vortrag findet in einem bis auf die Emporen gefüllten Hörsaal statt: „Mundo familiar y mundo extraño. Problemas de la intersubjetividad y de la interculturalidad a partir de Edmund Husserl“, „Heimwelt und Fremdwelt. Probleme der Intersubjektivität und Interkulturalität im Ausgang von Husserl“. Hoyos führt mich ein als einen heterodoxen Phänomenologen. Die lebhaftige Diskussion geht weit ins Politische. Das Thema der Fremdheit weckt großes Interesse, da es in diesem Land auf besondere Weise virulent ist. Es gibt nur ca. 3% Indianer, aber sehr viele Mischlinge, Weiße mit indianischem oder negroidem Einschlag. Diese Fremdheit beginnt ganz und gar im Eigenen.

1.10.99 — Wir fliegen nach MEDELLIN, in die Hochburg der Drogenbosse. Vom Flughafen geht es über Wiesen- und Waldhügel hinunter in die Stadt, die auf eine breiten Hochebene liegt, aber 100 m tiefer als Bogotá, mit Textil- und Eisenindustrie. Es ist eine gepflegte Stadt, mit sauber blitzenden Bussen und einer ebenerdigen Stadtbahn, die von Deutschen gebaut wurde. Doch plötzlich sehe ich, wie ein ganzer Straßenabschnitt von Soldaten abgesichert wird, vielleicht wird ein Besuch erwartet. Auch an der hiesigen Universität wurden dieses Jahr drei Morde verübt.

Die alte Universität wurde 1803 gegründet. Sie hat einen spanischen Innenhof mit Arkaden, nebenan das Jesuitenkolleg, in dem Guillermo zur Schule ging. Ich halte meinen Vortrag an der Universidad de Antioqía zum Abschluß eines Studientags zur Phänomenologie und Hermeneutik. Professoren und Studenten sind voller Unternehmungslust, weniger akademisch abgeriegelt als in Argentinien. – Viele, die ich anschließend beim Diner kennenlerne, haben eine Anbindung an deutsche Universitäten wie Konstanz, Tübingen, Wuppertal oder Heidelberg. Medellín hat eine gute deutsche Schule und eine Deutsch-Kolumbianische Gesellschaft. Studenten berichten von Stipendienplänen. Das Gespräch kommt auf Günter Grass, der soeben den Nobelpreis erhielt, man gönnt es ihm und den Deutschen. Die *Blechtrommel* ist sehr bekannt in diesem weitläufigen Klima, das weniger amerikanisiert wirkt. Die süd- und mittelamerikanische Literatur knüpft mit Autoren wie Borges, Marquez, Rulfo, Onetti, Llosa und Paz ein buntes Band, das die einzelnen Länder miteinander verbindet. Daß es keine Vereinigten Staaten von Lateinamerika gibt, hängt gewiß auch mit der Zufälligkeit zusammen, mit der militärische Potentaten sich nach der Befreiung von der europäischen Vormacht ihre Hoheitsgebiete zurechtschnitten.

2.10.99 — Ich durchstreife mit Guillermo die Altstadt von Medellín. An den Rändern der Parks sind Privatmärkte, Bistros mit offenen Holzbalken. Uniformierte mit Gewehren stehen herum, Kioske sind durch Eisengitter gegen die anhaltende Gewalt geschützt. Ein Bahnhof stammt noch aus der Gründerzeit, als man von hier nach Bogotá, aber auch an die Karibik fahren konnte.

Das Museum zeigt zwei große Säle mit Werken von Fernando Botero, einem Bürger der Stadt. Sein Sohn, der Aussicht auf den Posten des Präsidenten hatte, korrumpierte sich und die liberale Partei, indem er sich mit der Kokain-Mafia den Gewinn teilte; als gerichtlich Verfolgter ging er außer Landes. Aber der Vater schuf diese üppig anschwellenden Figuren, aufgeblasen wie Luftballons, aber zu massiv, um zu platzen. Fruchtbarkeitssymbole werden in die Moderne versetzt, grotesk, aber ohne Schärfe. Es finden sich Anklänge an Maillol, doch die klassischen Maße werden gesprengt durch die voluminöse Erotik. Die Skulpturen erscheinen als natürliche Konsequenz der Bilder, die anfangs nur vergegenwärtigte dritte Dimension wird real. Der Künstler treibt sein Spiel mit der Bildgeschichte. In einem Motivbild gibt er dem Jesuskind eine kolumbianische Flagge in die Hand, und Rubens Hélène Fourment verwandelt er in eine Superfrau. Diese überquellenden Bilder haben etwas gemein mit den narrativen Wucherungen von Marquez. Skulpturen von Botero sind in der Stadt verstreut. Ein Frauentorso steht neben einer Bahnanlage. Eine Bronzetaube, die auf einem Platz stand, wurde von (rechten oder linken?) Gewalttätern in die Lust gesprengt. Ein Rest blieb übrig als ein Torso, der von der Gewalttat zeugt. Die Bewohner legten spontan Blumen vor dem zersprengten Gebilde nieder – eine künstlerische Symbiose von verübter und erlittener Gewalt.

Wir verbringen den Mittag im Haus von Guillemos 80jähriger Schwester. Es ist eine typische Hausanlage. Dazu gehört ein verschwenderisch großes Atrium mit Empfangsfenstern wie in Klöstern, mit Eisengittern abgesichert; innen öffnet sich unter freiem Himmel ein Patio mit Blumen; aus Käfigen blicken ein Kakadu und Wellensittiche, und an den Wänden sieht man Ikonostasen mit Familienphotos. Zur Familie gehören sechs Geschwister, die Eltern kamen selbst aus Familien mit zweistelligen Kinderzahlen, eine familiäre, nahezu tropische Üppigkeit. Das kolumbianische Mittagmahl besteht aus Avocado, Broccoli, Yucca-Wurzel, Huhn mit Reis, dazu Guanabana-Saft.

Der Rückflug führt über den Magdalenenfluß hinweg, auf dem der große Roman von Marquez spielt, lehmgelbes Wasser, nicht endend. Wie Guillermo erklärt, fährt man durch dieses Gebiet am besten nicht mit dem Auto, beide Gewaltparteien nehmen Straßenzoll. Selbst gehörte er 1982 als Vertreter der Universität einer Kommission an, die mit den Aufständischen verhandelte. Man flog mit Hubschraubern in das Amazonasgebiet, vergeblich, ein Massaker seitens der paramilitärischen Verbände beendete alles. Die Gewalt von rechts wird leicht vergessen, wenn die kommunistisch geführte Guerilla agiert. Doch die kriegerischen Parteien haben sich bis zur Ununterscheidbarkeit einander angenähert und bilden ein Kartell der Gewalt. Wir besprechen die Herausgabe eines Bandes zum Thema der Fremdheit. Das Schlußkapitel soll lauten: „Aporien der Gewalt“. In Kolumbien besteht nicht die Gefahr, daß dies als akademisches Gasperspiel aufgenommen wird.

Wie ich höre, hat Jürgen Habermas eine Einladung abgesagt, obwohl ihm institutionell und persönlich alle roten Teppiche ausgerollt wurden, übervorsichtig? Ich hüte mich, den Tag vor dem Abend zu loben. Aber wenn man Gewalt nur aus Büchern studiert, stimmt etwas nicht. Man hätte Habermas gern im Lande als politisches Fanal. Hier ist der Rechtsstaat eine Lebensnotwendigkeit. Auf dem Flugplatz treffen wir, in Pullover und mit Bodyguard, den Energieminister, freundlicher Händedruck. Tüchtige gibt es durchaus im Land, doch fehlt ihnen oft das nötige Spielfeld. Die Stadtverwaltung von Medellín gilt als vorbildlich für ganz Südamerika.

Kolumbien ist ein farbiges Land, das in vielerlei Hinsicht aus der Reihe tanzt, jedenfalls weiß ich jetzt, daß ich mich auf einem anderen Kontinent befinde. Dies betrifft auch die Fauna mit ihren hellrot leuchtenden Büschen und Bäumen, die einen Silberglanz ausstrahlen, als hätte man die Blätter umgedreht. Guillermo läuft durch das Land und verkehrt mit den Leuten als einer, der schlicht dazu gehört. Er lebt in einer Kommunität ohne großartigen Kommunitarismus, ein ‚Eingeborener‘ im wörtlichen Sinne dieses Wortes. Daß er schlicht dazu gehört, stimmt natürlich nur bedingt, da es an Zugehörigkeitstauglichen fehlt. Im Lande gibt es im übrigen Idiolekte. In Mendoza aß ich eine *medialuna*, sonst heißt dieses Frühstücksgebäck schlicht *croissant*, der aufgehende Mond ist aber so oder so im Spiel.

3.10.99 — Am Sonntag, wieder in BOGOTÁ, mache ich mit Guillermo und seiner Frau einen Ausflug an den nordöstlichen Rand der Stadt. Man sieht selbstgebastelte Hütten zwischen Steinbrüchen, den Berg hinauf Fincas und Haciendas, letztere teils schloßartig angelegt, hinter hohen Mauern der Sitz eines Mafioso. In der Bella Suiza, der schönen Schweiz, trifft man auf Viehwirtschaft, Holsteinische Kühe, dann wieder auf Kollegs und Klubhäuser, eine bunt gewürfelte Landschaft. Kleine Orte weisen einen quadratischen Platz auf, eine Kirche mit Glockenfassade, viele Veranden und Patios. Man sieht viele indianische Gesichter mit pechschwarzem Haar. In Santa Barbara-Hacienda öffnet sich ein Fruchteparadies: Guayaba, eine Art Birne, Zapete mit Fruchtfleisch, Pitaya, eine gelbe Frucht mit schuppenartiger Schale, Riesen-Avocados.

Nachmittags fahren wir in die Altstadt zum Quartier rings um die Plaza Bolívar. Inmitten von abenteuerlichen Gestalten und Polizeibeamten steigt der Bischof in ein leicht demoliertes Auto. Dazu eine Anekdote. Als der letzte liberale Präsident nach einer mafiosen Korruptionsaffäre am Fernsehen erklärte, es habe sich alles hinter seinem Rücken abgespielt, erklärte Monsignore in seiner Sonntagspredigt, dies sei, wie wenn ein Elefant in eine Wohnung eintrete und man nichts davon merke. Dies bot Anlaß für eine Serie spöttischer Elefantensprüche und Elefantenszenen, doch das Parlament sprach den Politiker frei. Man sagt, die kolumbianische Gesellschaft werde von vier *cacaos* beherrscht, von Agenturen also, die den allgemeinen Kakao anrühren: einem Textilmann, dem Besitzer der Zeitung Avianca, einem dritten und der Gewerkschaft. Käme es auf Witze an, so wäre Kolumbien eine vorrevolutionäre Gesellschaft. Über die Straßen ziehen sich Spruchbänder der Regierung, die zur Ausbildung der Kinder und zum Bleiben auffordern.

An der Plaza Bolívar steht vergittert das Oberste Gericht, das einmal von Guerros besetzt und von Militär erstürmt wurde, nebenan das Gebäude, in dem die Unabhängigkeit Kolumbiens erklärt wurde, daneben ein Observatorium, wo Alexander von Humboldt, ein Sympathisant des Unabhängigkeitsstrebens, tätig war. Farbenfreudige Häuser in der Altstadt zeugen von einer gelungenen Mischung aus Erhaltung und Erneuerung. Es gibt viel Unternehmungsgeist, doch das Land profitierte weniger als Mexiko oder Argentinien von europäischen Einwanderungs- und Flüchtlingswellen. Trotzdem wirkt es zukunftsorientierter als Argentinien, das sich in einer europäischen Nische eingerichtet hat.

4.10.99 — Nachmittags halte ich wie in Mendoza einen Vortrag über Grenzen des Verstehens, aber vor einem stärker politisch ausgerichteten Auditorium. Die einladende Universidad de Santo Tomás, von Dominicanern gegründet, hält Kongresse ab zur lateinamerikanischen Philosophie. Weit über 200 Hörer füllen die Aula, drängende Fragen; am Ende bestreite ich die Diskussion recht und schlecht ohne Dolmetscher, doch mit dem Gefühl, die Ohren der Hörer zu erreichen. Die Rückfahrt ins Hotel ist eine Tortur. Nachmittags fungiert die

Hauptverkehrsachse nordwärts als vierspurige Einbahnstraße, morgens gilt für drei Stunden südwärts dasselbe. Diese Lösung scheint das Ei des Kolumbus angesichts eines drohenden Verkehrschaos, in dem Autos sich förmlich den Weg bahnen müssen. In Bogotá tagt heute die sozialistische Internationale. Die hiesigen Liberalen sind als Zuhörer zugelassen und hoffen auf eine volle Aufnahme nach früheren Korruptionsfällen.

5.10.99 — Ich spreche nochmals in einem Kolloquium an der Nationaluniversität zum Thema „Olvido y recuerdo corporal“, eine dichte Debatte im kleineren Kreis. Es tauchen Fragen auf wie Vergessen bei Nietzsche, Unterscheidung von Ich und Leib, leibliches Vergessen und elektronisches Löschen, die Rolle des Anderen beim Erinnern und Vergessen. Man merkt den Studenten eine sehr gute Schulung an, die Offenheit des Fragens ist wohltuend.

6.10.99 — Regenzeit, *tiempo de lluvia*, Bäche auf den Straßen. In der Zeitung wird berichtet, Kolumbien sei das einzige Land in Südamerika, in dem der Drogenanbau nicht zurückgehe, trotz des Sprühens von Pflanzengiften; im Gegenteil sei er in den letzten vier Jahren um 222% angestiegen. Nun kommt die erste zugesagte Dollarhilfe.

Abends halte ich meine letzte Vorlesung zur Fremdheit des Anderen beim späten Levinas. Die Diskussion läuft kreuz und quer durch die Felder der Ethik und der Sprache und nimmt einen heftigen Ausgang mit dem Problem der Gewalt. Gibt es eine Gewalt der Sprache? Guillermo beharrt auf der unvergleichlichen Gewalt der Waffe. Ich poche auf einer gewissen Durchlässigkeit der Gewalt, da sie sich in der Sprache einnistet. So wende ich mich gegen die Annahme einer *reinen* Vernunft der Rede und *reiner* Geltungsansprüche und bezweifle die Möglichkeit einer völligen Legitimierung der Macht. Die Diskussion erstreckt sich bis in den Abend hinein, auch ein Anthropologe und ein jüdischer Kunsttheoretiker nehmen daran teil.

Auf der Rückfahrt setzt sich die Diskussion fort. Guillermo verteidigt einen Eklektizismus à la Rorty, etwas Aristoteles, Kant, Bentham, Levinas etc., jeweils nahe an der Praxis. Doch Artikulation des Common Sense ist das eine, paradoxe Zuspitzung der Fragen bis an den Rand des Unmöglichen das andere. Ich propagiere einen Zweifrontenkrieg gegen ein Ordentliches ohne Außerordentliches und ein Außerordentliches ohne Ordentliches. Das Fremde entspringt einer Ordnung im Zwielflicht. Es ist nicht leicht, diese Gedankenkonstellation in kurzer Zeit nahezubringen, unter beschränkten Vorkenntnissen. Die Bibliothekslage läßt sehr zu wünschen übrig. Es gibt nur spezialisierte Privatbibliotheken, aus denen Studenten ausleihen. Von mir gibt es wahrscheinlich in ganz Bogotá öffentlich nur den Aufsatzband *In den Netzen der Lebenswelt* und die von mir herausgegebenen Bände *Phänomenologie und Marxismus*. Das *Historische Wörterbuch der Philosophie* steht bisher wohl nur bei den Jesuiten. Doch Philosophie ohne Bibliothek ist wie Chemie ohne Labor.

Nochmals zum Problem der Gewalt. Hierzulande erscheint Gewalt als besondere Mischung aus Wirtschaftskalkül, Machtstrategie und Süchtigkeit. Leidenschaften, auch die schwarzen, erlöschen entweder wie Feuer, das nur Asche zurückläßt, oder sie werden aufgelösen durch andere Leidenschaften. Logos ohne Pathos bewegt nichts, außer was schon in Bewegung ist.

7.10.99 — Morgens um 5h die Stimme im Hotel, die mich weckt: *Son las cinco, Señor*, Abreise in das nördliche Amerika, ich werde die spanischen Laute im Ohr behalten.

4. MEXIKO

4.1. MEXICO CITY: An der UAM und der UNAM, Identität und Gedächtnis

März/April 2001

Ankunft in MEXICO CITY gegen abend in sommerlichem Frühling mit Tagestemperaturen um die 25°. Die Stadt umfaßt einschließlich der Umgebung ca. 20 Millionen Einwohner und liegt 2200 m hoch auf einer Ebene, die früher von einem See bedeckt war, eine Inselstadt, die jährlich 10 cm in die Lagune versinkt. Kirchen stehen windschief.

Ich wohne im Hotel María Cristina in der Zona Rosa, einem ruhigen Viertel am Rande des kilometerlangen Paseo de la Reforma, der durch große Denkmalinseln, die *glorietas* unterteilt wird. Das Hotel ist im alten Stil erbaut, die Wände in Oxblood. Die Liebe der Mexikaner für lautstarke Farben paßt zur Fauna des Landes. In den Parks wachsen lila leuchtende Büsche, die Jacarandas. Am Horizont ragen Berge auf, darunter der Popocatepetl, ein noch tätiger Vulkan. Die Leute siedeln bis nahe an den Kraterrand und werden, sobald es gefährlich wird, durch einen Lava-Alarm gewarnt und evakuiert. Der Sinn von einer Rezensart wie „Leben am Rande des Vulkans“ wird real.

Das *Stadtzentrum* gruppiert sich um einen großen Platz. Am Kopfende steht die Kathedrale, deren Fassade aussieht wie vulkanischer Tropfstein, im Innern robuster Barock und drastisch realistische Heiligenfiguren. Nebenan steht der in den 60er Jahren ausgegrabene Azteken-Palast, es folgt der Palacio Nacional aus dem 16. Jh., Sitz der Stadtregierung mit Wandgemälden von Rivera. Die Moneda-Straße wimmelt von Straßenverkäufern. Der Boden der Straße ist häufig gewellt, von Stufen unterbrochen. Abends um 7 Uhr herrscht allgemeiner Aufbruch mit *bicitaxis*, einer Art Rikscha, mit Karren, fahrenden Autoruinen, Fahrrädern. Seitenstraßen sind voll von Bücherhöhlen mit antiquarischen Büchern und Spuren von Emigranten. Ins Auge fallen Namen wie Reich, Reichenbach, Fromm, Lenin, jedes Buch für 2.50. In einem überglasten Innenhof lädt das Kachel-Restaurant ein mit Lüstern und verblichenen Fotos. Das zentra-

le Postamt, der Palacio de los Correos, entfaltet eine Pracht im florentinischen Stil, daneben die Oper, ein französischer Kuppelbau mit Art déco, Tiffani-Dach und Zitaten aus der präkolumbianischen Götterwelt. Ein vielschichtiges Gemisch von Zeiten und Orten findet man hier häufig.

– Die Stationen der *Metro* werden in den Wagen durch Bildzeichen angezeigt, über die Hälfte der Einwohner gilt als Analphabeten. Die Namensgirlanden der Stationen beflügeln die historische, geographische und ethnologische Phantasie: Allende – Bellas Artes – Hidalgo – Revolución – San Cosme – Collegio Militar – Popotla – Tacubaya – Panteones – Cuatro Caminos.

– *Denkmäler* in großer Zahl schmücken die Stadt, darunter das stattliche Monumento a la Madre:

A la que nos amó antes de conocemos – Porque su modernidad fue voluntaria, Denkmal für die Mutter, „die uns liebte, bevor wir sie kannten. Da ihre Mütterlichkeit freiwillig war“. Der Weg zu den Müttern führt vom archaischen Mutterkult zum modernen Familienkult. Grobschlächtig archaische Steinfiguren sind Proben eines folkloristischen *art brut*. Stein und Boden, Blut in Stein verwandelt.

– *Eßgewohnheiten*: Die ausgiebige Comida hat ihre Zeit zwischen 14 und 15 Uhr, verglichen damit spielt das Abendessen eine geringe Rolle. Für unsere Tagung bedeutet dies 11-14 Uhr Tagung, 15-16 Uhr Mahlzeit. Ein hochfeines Lokal in San Angel serviert Fisch in Bananenblättern, garniert mit schwarzen Pilzen, Kaktusscheiben, Saucen mit Rosenblättern und Kräutern durchsetzt. So entsteht eine Fleischspeise, *mole* genannt, dazu eine pechschwarze Bohnensuppe; den Cocktail Margarita trinkt man aus Gläsern, deren Ränder mit Salz belegt sind.

– *Symbolpolitik*: Am 28. März endet der Marsch der Zapatistas auf Mexico City. *Encapuchados* tragen Strickmützen mit Augenschlitzen, revolutionäre Symbole, die zugleich der realen Gesichtsverhüllung dienen. Angeführt werden sie vom Subcomandante Marcos, einem nicht-indianischen Führer. An diesem Tag werden sie im Senat empfangen. Eine andere Gruppe nutzt das Kleidersymbol für eine Demonstration in Steuerfragen. Der Marsch auf die Stadt vollzieht sich waffenlos und wird von Polizei eskortiert. Er beendet den Aufstand der Chiapas, einer in den südöstlichen Bergen beheimateten Indianerbevolkerung, welcher am 1. Januar 1994. begann. Die erhobenen Forderungen wurden anhand der mexikanischen Verfassung überprüft. Strittig war das Verhältnis von indianischen und individuellen Rechten im Hinblick auf Besitz, Selbstverwaltung und Gerichtsbarkeit. Traditionelle Gemeinschaftsformen prallen auf politische und ökonomische Gleichheitsformen. Aus ihrer Zeit als Wahlhelferin bei den Chiapas berichtet eine Philosophin von einer Frau, die die Wahlkabine nicht verläßt, weil sie wartet, bis ihr

Mann das Kreuzchen macht. Frauen stellen eine Forderungsliste auf: Nicht gegen Vieh getauscht werden, Heiraten nicht arrangieren lassen, nicht von Männern und Brüdern geschlagen werden.

- *Ethnologie*: Es gibt eine Menge anderer indigener Bevölkerungsgruppen bei etwa 30 gesprochenen Indianersprachen. Der Wiener Anthropologe, der uns durch das anthropologische Museum führt, berichtet von seiner Feldforschung in den nördlichen Bergen. Es gibt dort Schamanen, die politische und rechtliche Funktionen wahrnehmen. Was die Polygamie angeht, so gelten fünf Frauen als ideal, entsprechend den fünf Maissorten. Einmal im Jahr findet eine große Regenzeremonie statt; man zieht vom Meer, das den Weltursprung symbolisiert, in die Berge. Dort verbringt man einige Tage mit Tanzen und Fasten, stimuliert durch die Droge einer Baumwurzel. Diese bewirkt Trancezustände bis hin zu dem Punkt, an dem Betroffene ‚nicht zurückkommen‘, wahnsinnig werden oder sich entleiben. Die religiösen Formen sind eklektizistisch. Zu Ostern feiert man eine Art Passionsspiel. Der Sohn Jesus, der sich von seiner Familie getrennt hat, kehrt in mannbarem Alter zurück und schläft mit seiner Mutter, die ihn nicht erkennt; zur Strafe wird er getötet. Dies klingt nach einer Mischung aus Ödipus-Mythos und christlichem Kreuzestod. Die Geburt der Menschheit unterliegt eigenen Vorstellungen. Die Mestizen, zu denen nicht nur die Weißen gehören, sondern alle Nichtindianer, stammen vom Affen ab, sie selbst dagegen von den Göttern. Dies wäre eine populäre Form von Ethnozentrismus

Das *Museo Nacional de Antropología* gilt nächst dem Louvre als das meistbesuchte Museum der Welt. Die großen alten Kulturen von 2500 bis 100 v. Chr. werden der Vorklassik zugerechnet; es folgt die Klassik von 100 bis 750 v. Chr. mit der Stadt Teotihuacán als Höhepunkt; später folgen die Mayas, schließlich die Azteken. Was sich durchhält, ist der Opferkult, mit dem die Götter am Leben erhalten werden. Der Opfertod führt zu einem tiefen, das heißt bevorzugten Platz in der Unterwelt. Alles ist beherrscht von der Polarität von Leben und Tod. Diese Sicht verkörpert sich in Einzelmotiven. Es gibt *seres duales*, Zwitterwesen, die Leben und Tod gleichzeitig verkörpern. Ein zentrales Beispiel ist die *Nachtsonne* (Diagramm 5). Tag und Nacht sind auch sprachlich eng verwandt

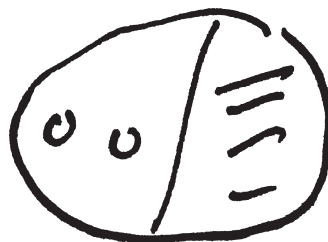


Diagramm 5

gemäß dem Gegensinn der Urworte, auf den sich Freud bezieht. Ein weiteres Beispiel ist die *Hautkleidung*. Mit der Bekleidung legt man sich eine fremde Haut zu, Didier Anzieu spricht demgemäß von einem Haut-Ich. Die Bekleidung geht einher mit Kraftübertragung, wie sie der Priester sich im Kult zunutze macht. Unter den Tieren ragt der Jaguar hervor als Nachttier, unter den Göttern der Gott Quetzalcoatl als gefiederte Schlange. Es gibt Skulpturen, die eingegraben werden, da es mehr auf die Bildkraft ankommt als auf die Sichtbarkeit im Bildnis. Deutungen rufen Gegendeutungen hervor. Der Gott Ehecatl wird umgetauft in Sankt Thomas. Dazu paßt die Annahme, Indianer seien abgefallene Christen, womit man deren Ausrottung legitimierte. TEOTIHUACÁN: Die verlassene Stadt der Azteken ist geprägt von der Sonnen- und der Mondpyramide. Die Pyramiden sind mächtige Erdbauten, die in den Himmel ragen, aus Erde aufgeschüttet und mit Stein befestigt sind. Sie waren keine Sehenswürdigkeiten, sie dienten als gigantische Opferplätze. Heute begegnet man Naturwallfahrern, die mit erhobenen Händen, oft mit Glitzersteinen in den Händen, Energie holen – oder was sie so nennen. Da ist eine Familie, mit allen religiösen Wassern gewaschen, mit Bibel, Stein und Wasser... Das Haus der gefiederten Schlange ist ein Steinpalast mit maskenartigen Köpfen an den Sims und Bändern. So steht am Anfang ein Überfluß des Symbolischen, bevor sich eine nackte Realität absondert, nie ganz absondert.

Universitätsprogramm: Anlaß meines Hierseins ist eine Tagung an der UAM, der Universidad Autónoma Metropolitana-Iztapalapa, deren Name so kompliziert klingt wie der eines Tempels. Die Tagung wird veranstaltet von Gustavo Leyva, der in Tübingen promovierte und sich als Humboldt-Stipendiat in Deutschland aufhielt. Das Thema lautet: „Identidad, Política, Memoria y Narración“. Ich trage etwas vor zu dem Thema „Zeitverschiebung“, um Brüche des Unerzählbaren und Abgründe einer uneinholbaren Vergangenheit und einer unerwarteten Zukunft zu erfassen. Eine Teilnehmerin aus Mexiko bringt Hannah Arendt ins Spiel, und ein anderer äußert sich als Anthropologe. Aufs Ganze gesehen bleibt es bei einem Nebeneinander der Disziplinen.

Mein zweiter Besuch gilt der UNAM, der Universidad Nacional Autónoma de México, einer Universitätsstadt mit 270.000 Studenten. Bei den Politik- und Sozialwissenschaften erörtere ich in einem kleineren Kreis den grundlegenden Ansatz einer Phänomenologie der Erfahrung, und vor einem Plenum trage ich mit Videoübertragung nochmals meinen Vortrag aus Salamanca vor: „Escenas originarias de lo extraño“, die Diskussion läuft halb auf deutsch, halb auf spanisch. Die Einladung ging aus von Rodrigo Jokisch, einem Deutsch-Salvadorianer mit Promotion in Berlin und einer gewisse Nähe zu Luhmann. Seine Frau ist Sängerin und Sprachlehrerin. Ich werde gefragt, ob ich einmal für zwei Wochen wiederkommen wolle und sage ja, aber nur nach sorgsamer Vorbereitung. Das Land lockt mich als Fremdheitslabor und mit seiner Gastlichkeit.

4.2. MEXIKO CITY: Deutsch-französisch-mexikanische Tagung

November 2008

9.11.08 — Mich führt ein zweiter Besuch nach Mexiko City. Von Berlin-Tegel aus bin ich nach 12 Stunden am Ziel. Ich wohne wiederum im Hotel María Cristina, werde empfangen von Gustavo Leyva und von Folco Näther, dem Leiter des Goethe-Instituts.

10.11.08 — Erste Schritte führen mich in das alte Viertel Coyoacán. In der Straße Carillo Puerto stoße ich auf intime Innenhöfe, verschlossene Straßenfassaden, neben den Türen Steinringe für die Kutschpferde. Die Fassaden glänzen in den leuchtenden Farben der heimischen Fauna, so das blaue Haus von Frieda Kahlo und das rote Haus von Trotzki.

11.-12.08 — Die Tagung an der UAM war gedacht als deutsch-französisch-mexikanischer Dialog, doch daraus wurde nicht viel. Von den drei eingeladenen Franzosen kam nur einer, aus Deutschland war immerhin Axel Honneth ange-reist. Ich beteilige mich mit einem Vortrag „Es gibt Ordnung – Il y a de l'ordre“, der um die Kontingenz von Ordnung kreist, Husserl mit Foucault verknüpft.

13.11.08 — Ein Wiedersehen mit der Pyramidenstadt TEOTIHUACÁN. Das Kosmo-Mythische ist allgegenwärtig. Die alte Tiergestalt des Jaguar ruft mit ihrem Fauchen und Röhren den Regen herbei, die Augen sind voller Tränen. Alles ist voll Wasser, will sagen: alles ist voll Göttern; das Ursprungsdenken äußert sich in mythischen Bildern und Fabeln. Die gefiederte Schlange gilt als ein Mittelwesen, sie vermittelt zwischen Oberwelt: die Flügel, und Unterwelt: das Kriechen auf der Erde. So gilt sie als Symbol der Weisheit. – Die Natur spielt überall mit, wenn der Mensch tätig wird. Im Regierungspalast befinden sich erste Vorstufen des Wasserklosetts; die Neigung des Bodens von Norden nach Süden wird genutzt, um Wasserflüsse zu stauen. Die Achse der ‚Via Sacra‘ läuft auf den Polarstern zu, die Mondpyramide geht in die Lineatur des benachbar-ten Berghügels über, eine frühe Landschaftskunst! Die Sonnenpyramide, die alles überragt, ist zwar nicht höher, aber breiter als die Cheopspyramide. – Natur verwandelt sich in Kultur und ruft eine frühe Erfindungskraft hervor. Aus den Poren des Kaktus bildet sich eine Art Firnis, aus der Farbe gewonnen wird. Aus den Stämmen der Agave werden Papierstreifen gefertigt, Es werden Säfte genutzt, denen man eine Potentialität steigernde Wirkung zutraut. Die Verwandlung von Natur erlaubt weiche Übergänge zur Kultur. Technik bedient sich einer besonderen Form von Maieutik, indem sie Potenzen *hervorlockt*.

An der Ausfallstraße breiten sich hügelaufrwärts Favelas aus, die durch wilde Landnahme entstanden sind. Gegen abend strömt uns endloser Verkehr entgegen, die Stadt leert sich. Beim Abendessen wird das Gespräch dominiert von einem schwadronierenden Bretonen, der in der französischen Botschaft arbei-

tet. Wissenschaft als Betrieb (manchmal hat Heidegger mit seiner Kulturkritik doch Recht), Suche nach Geldern – wobei es diesmal nicht gelungen ist, die drei Eingeladenen herzubringen. So blieb nur ein tüchtiger Maître de Conférence aus Lyon, der aber zu sehr in den Anfängen steckt, um einen internationalen Dialog voranzubringen. Mich überkommt ein Gefühl von Sinnlosigkeit, denn es soll weitergehen, und ich soll weiter mitmachen.

14.11.08 — Im anthropologischen Museum beginne ich diesmal bei den *Mayas*, deren Anfänge bis auf 2000 v. Chr. zurückgehen und deren Erzeugnisse eine außerordentliche Vielfalt aufweisen. Da gibt es Stelen mit Herrscherfiguren, Namen und Daten in Hieroglyphen; Berechnungen des Kalenders unter Verwendung der Null. Und nochmals Teotihuacán aus der Sicht des Museums. Die Pyramide der gefiederten Schlange ist genauestens rekonstruiert. Auf einer Scheibe ist der Tod der Sonne dargestellt. Das Mexiko der Azteken lag im mittleren Hochland, wo sich heute Mexiko City ausbreitet. Es war eine kriegerische Kultur. Inmitten des Sonnensteins befindet sich ein Gott, die Zunge als Dolch und Menschenherzen in den Händen. Menschenopfer sind allgegenwärtig.

Mit dem Pfarrer der hiesigen lutherischen Gemeinde, ziehe ich durch die Stadt. Im Museum stoße ich auf Fresken von Rivera, auf einen Kreuzweg, der politisch zwischen rechts und links oszilliert, und auf einen Karneval mit grotesken Figuren, der in der politisch provozierenden Drastik eine Nähe zu Otto Dix und dem Weimarer Berlin aufweist. Der Pfarrer klagt über die Zersiedelung der Stadt, die in der Tat ein bewegtes Leben und sehr charakteristische Stadtteile und Straßenzüge aufweist, der es aber an formender Kraft mangelt, um der blinden Wucherung Einhalt zu gebieten.

15.11.08 — Im traditionsbewußten Stadtteil *San Angel* werden auf einem Markt einheimische Erzeugnisse angeboten: Silber, Ponchos, Spielzeug. Ich schaue mich nun um in dem *Blauen Haus*, das Frieda Kahlo mit Diego Rivera bewohnte. Es gibt Produkte einer kurzen kubistischen und surrealistischen Phase. Doch was sich bei der Malerin durchhält, ist die Durcharbeitung aller Traditionen bis hin zur Volkskunst, und dies auf politischem Hintergrund. Es gibt Fleisch- und Körperbilder, Früchte öffnen sich wie Leiber, Zeugnisse eines mexikanischen *art brut*. Die Räume sind vollgestopft mit Attrappen, Spukgestalten, bemalten Möbeln, auch ihr Korsett zeichnet sie mit Hammer und Sichel. Eine Speisetafel verweist auf das Mahl mit Verstorbenen, das nach altem Brauch am *Dias de las Mortes*, einer Art Totensonntag, eingenommen wird. Nicht weit entfernt steht das *Rote Haus*, in dem später Trotzki mit Frau, Enkeln, Sekretären und Leibwächtern seine Bleibe fand. Nachdem er den ersten Überfall überlebt hatte, wurde das Anwesen von der Regierung in eine Festung verwandelt, mit halb zugemauerten Fenstern, Eisentüren und Wachhäuschen auf den Dächern. Doch all dies half nichts, als einer der Leibwächter, ein Amerikaner, den Attentäter einließ. Als Asylant erhielt er eine große Begräbnisfeier. Der alte Satz, daß

die Revolution ihre Kinder frißt, wurde hier auf besonders heimtückische und grausige Weise wahr.

Abends bin ich zu Gast bei dem evangelischen Pfarrer und seiner argentinischen Frau, einer Malerin. Vorher hören wir ein Orgelkonzert vom Organisten der Dresdener Frauenkirche. Begleitet werde ich von einem Deutsch-Kubaner, der in Berlin Philosophie studierte und die Nähe zu Tanz und Theater sucht.

16.11.08 — An diesem Sonntag versammeln sich auf dem Unabhängigkeitsplatz Anhänger des linken Präsidenten-Kandidaten, dem ‚wahren Präsident‘, wie er genannt wird. Sie verbünden sich mit der Bürgerbewegung von Luther King, empfangen aber auch eine Grußadresse der kubanischen Companeros. Politische Songs tönen durch die Innenstadt, Lärm von allen Seiten. Billigwarenhändler in den Parks und Straßen, Fettgerüche, überfüllte Metro, eine überfüllte Stadt.

4.3. GUADALAJARA: Humboldt-Kolleg

Nov./Dez. 2011

30.11.11 — Flug über Mexiko City nach Guadalajara. Hier findet ein Humboldt-Kolleg statt als Teil der Buchmesse, die sich in diesem Jahr besonders Deutschland widmet. Das Kolleg wurde organisiert von Gustavo Leyva, meinem Kollegen aus Mexiko City, und Vittoria Borsò, der mir wohlbekannten Düsseldorfer Romanistin, einer gebürtigen Italienerin. Ich eröffne das Kolleg mit einem Vortrag zu den „Metamorphosen der Gewalt“, anders gesagt, zu den Schleichwegen der Gewalt, die dieses Land besonders heimsucht. Im Hintergrund steht auch hier das Fremde als Stimulus der Erfahrung. „Das Fremde denken“, so lautet mein öffentlicher Vortrag im Rahmen der Buchmesse. Gewalt und Fremdheit geben zu mannigfachen Diskussionen Anlaß.

– Wir sind hier in der mit 6 Millionen zweitgrößten Stadt Mexikos. Das Land hieß zunächst Neu-Galizien. Gegründet wurde es 1530 von Nuño de Guzman, nach dessen spanischem Geburtsort die anfängliche Hauptstadt Guadalajara benannt wurde. 500 Spanier nahmen zusammen mit 15.000 einheimischen Verbündeten das Land ein, so wird berichtet. Das Land hatte allerdings seine Vorgeschichte, wie Grabfunde im Palastmuseum zeigen. Alles spielt sich in einem Zwischenbereich ab.

Unser Hotel ist in einem einem großen Patio untergebracht, einem Innenhof mit Kolonnaden und Balkonen, einer Mischung aus Palast und Kloster. Es befindet sich im belebten Zentrum der Stadt. Es ist Vorweihnachten, im Hotel und in den Kirchen prangt der *árbol de nochebuena*, der unserem Weihnachtsstern ähnelt. Den politischen Mittelpunkt bildet der Regierungspalast; er wurde

1790 gebaut aus vergoldeten Steinen, *pedras doradas*, und mit einer stattlichen Barockfassade versehen. Im Inneren befindet sich der Gründungssaal, in dem die Republik Mexiko ausgerufen wurde. Im Augenblick findet eine politische Versammlung statt, es bilden sich Schlangen zur Unterschrift für Menschenrechte, alle Türen sind geöffnet, ein politisches Bürgerhaus. An den Wänden realistischer Historismus im Stile von Rivera, als Stadtmotto: *El respeto al derecho ajeno es vera paz*, „Die Achtung für das Gesetz der Anderen ist wahrer Friede“. Vor dem Theater formen Künstler eine große Krippe aus feuchtem Sand. Neben der Kathedrale steht ein Pavillon, wo Mexikaner mit Silberknöpfen und Ponchos volkstümliche Musik aufführen, kostenlose Volkskultur für ein großes Publikum. Man sieht junge Mütter mit ihren Kindern, ernste Männer mit gegerbter Haut und Gesichtern, in die sich ein schwieriges Leben eingezeichnet hat. Geschichte zeigt sich hier weniger als Buchgeschichte, mehr als leibhaftige Geschichte.

5. BRASILIEN: PORTO ALEGRE: Tagung „Bioethik, Biotechnologie, Biopolitik“

Juni 2006

4.-6.06 — Ich beziehe ein Appartement im Goethe-Institut. Mit seinen sechs Stockwerken ist es das größte in Brasilien, ein offenes Haus, in dem viele Einheimische ein- und ausgehen. Es liegt im Moinhos de Vento, dem Windmühlen-Bezirk. In diesem Residenz-Viertel ist jedes Haus zur Straße hin mit einem Gitter abgesichert. Die Mittelschicht wahrt ihren Besitz wie einen Raub, was er bisweilen auch sein dürfte. Landnahme setzt sich in Stadtnahme fort. Was man Besitzbürgertum nennt, hat Züge eines Besetzungsbürgertums.

Auf der südlichen Halbkugel geht gerade der Herbst zu Ende, mit 20^{er} am frühen Nachmittag. Im großen Farroupilha-Park herrscht Sonntagsleben, inmitten von Bäumen mit wucherndem Wurzelwerk, Palmenalleen, gefleckten Eukalyptusbäumen, die aufragen wie Giraffenhäse. Bei diesem Übermaß an Grün wird das Übermaß zur Normalität. Auf den Parkseen schwimmen niedliche Lohengrin-Boote. Ein Siegesbogen erinnert an den Sieg über den Nationalfaschismus, auch italienische Kriegsorte sind verzeichnet. Kinder spielen Fußball in den Seitenstraßen. In der Hafengegend herrscht jahrmarktähnliches Treiben. Am Flußrand ragen gelbe Kräne empor. Ähnlich wie in Manhattan zwängen schmale, oft bunt bemalte Häuser sich zwischen Hochbauten.

5.6.06 Mittags beginnt an der Katholischen Universität von Porto Alegre eine Tagung zu dem höchst aktuellen Thema „Bioethik, Biotechnologie, Biopolitik“, veranstaltet von der Brasilianischen Gesellschaft für Phänomenologie unter Leitung von Nythamar de Oliveira und Ricardo Tim de Souza. Mein Eröffnungsvor-

trag handelt über „Menschliches Leben zwischen Therapie und Technologie“, eine portugiesische Übersetzung wird verteilt. Bei einer lateinisch-romanischen Matrix fällt es nicht allzu schwer, sich mit dem Portugiesischen anzufreunden. Doch nach meinem Vortrag kommen nur zögernde Nachfragen zu Themen wie Zeitlichkeit oder Natalität. Eine Ausnahme bilden die Leiter der Tagung, die sich auf die Sachen selbst einlassen, vertraut mit Husserl und Foucault, mit Rosenzweig und Levinas. Dazu kommen bekannte Gesichter aus Bogotá und Buenos Aires. Der runde Tisch am Nachmittag besteht nur aus einer Abfolge englischer und französischer Vorträge ohne jeden Bezug zum Gesamtthema. Der Büchertisch enthält aus dem gegenwärtigen Deutschland reichlich Gadamer und Habermas, dazu etwas Tugendhat und Apel.

6.6.06 — Ich fahre mit dem Bus in den ältesten Kern der Stadt. Die Kathedrale begnügt sich im Inneren mit einem kahlen Klassizismus, draußen finden sich Kuppeln und Zinntürmchen als Nachklänge der kolonialen Bauweise. Auf dem Vorplatz steht wie eine säkulare Faust aufs religiöse Auge ein Denkmal von Júlio de Castilhos (1889 / 1889), viel Revolutionspathos: zwei Zerberusse bewachen die Freiheit. Einige Schritte weiter residieren das Provinzparlament und der Gouverneur, mit zwei Oldtimern im Erdgeschoß. Von hier aus betritt man die Einkaufsstraße Rua dos Andradas.

- In der alten Post ist die Geschichte Brasiliens ausgestellt: Eroberungen – Kriege – Putsche, eine Abfolge von Gewalt zwischen Landgewinnung und Landnahme. 1824 gilt als Schicksalsjahr, in dem große Einwandererwellen aus Deutschland das Land erreichten und eigene Handwerksbetriebe, Schulen, Kirchengemeinden und Vereine gründeten. 1871 bringt endlich die Sklavenbefreiung. Der hiesige Staat ist Teil der Konföderation Rio Grande do Sul (RS), mit eigenen Ideen, aber auch einem mißlungenen Sezessionsversuch. Von den 10 Millionen Einwohnern sind etwa 2 Millionen deutschstämmig, so ist Deutsch die dritte Fremdsprache nach Spanisch und Englisch.

Abends höre ich Vorträge von Vertretern katholischer Universitäten aus aller Welt. Ein Pariser reizt mich mit den üblichen *querelles françaises* und einer Autorenlitanei, die von Janicaud bis zu Henry und Marion reicht. Ich werfe ihm vor, er sei besessen von Theologie und Antitheologie. Inwiefern sind Kernmotive wie *excès* und *irréductibilité* eo ipso theologisch? Überschüsse gibt es auch bei Phänomenen wie Schmerz, Staunen, Geburt, Schmuck oder Gabe. Meine Intervention war nicht gerade höflich, doch diese Ideenverarbeitungsmechanik ist für mich schwer zu ertragen. Ich zitiere Husserl, der statt großer Scheine Kleingeld anmahnte. Auf der Heimfahrt treffe ich auf einen Philosophiestudenten, der schon als Psychiater in der Klinik arbeitet; seine Großeltern waren Deutsche, er besucht Deutschkurse im Goethe-Institut, mit frischem Interesse für vieles. Aber Namen wie Binswanger oder Viktor von Weizsäcker besagen ihm vorerst nichts. So bleibt vieles dem Zufall überlassen.

Abends sehe ich auf meinem Zimmerfernsehen *Out of Rosenheim* mit portugiesischen Untertiteln, ein witziges Spiel mit Fremdheiten, Bayern in Texas, Lederhose als ethnologisches Emblem. Dies ist erfrischend nach zu vielen Worten, von denen einige mir müßig erschienen.

7.6.06 — Vormittags lese ich im Park die Druckfahnen der *Schattenrisse der Moral*. Nachmittags führt mich der Weg erneut in die Stadt. Als lebendiger, welt-offener Ort der Begegnung bietet sich das Kulturhaus an. Ein ehemaliges Hotel wurde umgebaut, viele Altane, Übergänge, Durchblicke, oben vom Café geht der Blick weit hinaus aufs Meer. Von Mario Quintano, dem Dichter, nach dem das Haus benannt ist, liegt eine Proust-Übersetzung aus. Nicht ganz fern davon sind die Spuren einer Alltagskunst auf dem Mercado Público. Obst- und Gemüsestände sind kunstvoll hergerichtet wie auf barocken Gemälden. Ich kaufe mir einen Merlot-Wein: Baron da Lauter. Viele Kostbarkeiten werden angeboten, unter anderem aus Chile, zu enormen Preisen, für die es offensichtlich genügend Abnehmer gibt. In den Straßen entlädt sich die ungeheure Kauflust des Südens.

8.6.06 — An der Universität präsentiert Marlène Zarader aus Montpellier Gadammers Hermeneutik auf verständnisvolle Weise, doch ich kann es mir nicht versagen, auf blinde Flecken hinzuweisen, auf die Machtfrage, die mit dem Konflikt der Traditionen verbunden ist, oder das Pathos, das Deutungen in Gang setzt, aber nicht selbst schon sinnhaft ist. Die Rednerin erklärt, sie sei von Blanchot zu Gadamer gekommen, was ich nur als Überreaktion gegen eine gewisse französische Dissens-Versessenheit verstehen kann. In einem weiteren Vortrag stellt Ephraim Meir mit flämischem Temperament Levinas vor. Die anfängliche Enttäuschung legt sich bei Gesprächen.

Ernst Tugendhat, dem ich im Goethe-Institut begegne, hat abends eine Parallelveranstaltung. Sonst ist er ganz und gar abwesend, abgesehen von einem zweistündigen Abendvortrag, mit dem er, zur Enttäuschung der Veranstalter, seinen Mitredner förmlich verdrängt. Ich selbst halte mich fern von seiner Höhensonne. Ihm zu gestehen, daß ich vieles von ihm intensiv gelesen habe, findet sich keine Gelegenheit. – Näher komme ich Ricardo Tim de Souza. Er ist von der väterlichen Seite jüdisch, von der mütterlichen deutsch. Wie er erzählt, hat er als Geiger begonnen, und er verfaßt auch literarische Texte, bei großer Liebe zu Kafka. Wahrhaftes Philosophieren bedeutet *se moquer de la philosophie*, Distanznahme vom bloß Schulischen und Akademischen. – Freundschaft: Man entdeckt, daß man schon befreundet war. Es bedarf einer Inkubationszeit wie überall, wo Neues entsteht. Das Manko einer schlichten Wiedererkennungslehre liegt darin, daß man Gegenwärtiges in etwas verwandelt, das schon da war. Man gelangt von einem ‚ich bin jetzt früher‘ zu einem ‚ich war früher‘. So verschwindet die Zukunft, die Vergangenen innewohnt.

9.6.06 — Den Mittagsvortrag hält Carlos Guterrez aus Bogotá. Er serviert Brocken aus der Hegelschen Denkmaschine: Selbes vs. Anderes, wechselseitige Anerkennung, Vernunft in der Geschichte – bei gleichzeitiger Aufzehrung des Anderen, das von dieser Dialektik doch ständig in Anspruch genommen wird. Ich bestehe in der Diskussion auf dem Fremden (ξένον), das im Gegensatz zum bloß Anderen (ἕτερον) keine Negation darstellt – auf einer Anerkennung, die sich nicht auf einen Anerkennungsakt zurückführen läßt – auf einer Fremdheit im Herzen der europäischen Vernunft. Ihm scheint ein Licht aufzugehen, und lächelnd gesteht er, daß er die *Topographie des Fremden* im Reisegepäck habe. Zu den Begegnungen am Rande gehört die mit dem brasilianischen Kierkegaard-Übersetzer, der einst bei Ernst Theunissen in Heidelberg studierte, oder eine junge Anwältin, die bei Ricardo Tim studiert. Die beiden Hauptveranstalter haben ein Klima geschaffen, das fortwirken könnte.

